

Als sicher kann letztendlich nur angesehen werden, daß das Gefäß von Bruchsal „Aue“ sehr sorgfältig und sicher gearbeitet ist und daher nicht den Eindruck einer zufälligen Form macht. Bei den beiden Ösen handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um eine Aufhängevorrichtung. Ohne sichere Vergleichsstücke müssen aber alle Aussagen über die Funktion dieses Stücks als rein spekulativ angesehen werden.

Literatur:

J. Lüning, Die Michelsberger Kultur. Ihre Funde in zeitlicher und räumlicher Gliederung. 48. Ber. RGK, 1967, 1-350. – **R.-H. Behrends**, Ein weiteres Michelsberger Erdwerk in Bruchsal, Landkreis Karlsruhe. Archäol. Ausgr. in Baden-Württemberg 1987, 54-57. – **R.-H. Behrends**, Erdwerke der Jungsteinzeit in Bruchsal. Neue Forschungen 1983-1991. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 22, 1991. – **R.-H. Behrends**, Abschluß der Grabungen am Erdwerk der Michelsberger Kultur in Bruchsal, Gewann „Aue“, Landkreis Karlsruhe. Arch. Ausgr. in Baden-Württemberg 1993, 41 ff. – **E. Schmid**, Zwei Tonlampen von Twann mit gelbglänzendem Bodenbelag. Mitteilungsblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 32, 1977, 20-23.

K. Banghard

Ein frühkeltisches „Krieger“-Grab aus dem Kraichgau

Wieder einmal war es das feine archäologische Gespür von Martin Kößler aus Großvillars, dem ein bemerkenswerter Neufund aus dem Kraichgau zu verdanken ist: Im Frühjahr 1992 konnte er auf dem Gewann „Herrnbrunnenbuckel“ im Norden der Gemarkung Bretten-Bauerbach aufgepflügte menschliche Skelettfragmente und wenige Scherben auflesen, die auf einen vorgeschichtlichen Bestattungsplatz hindeuteten. Da ein erneutes Tiefpflügen und somit die Zerstörung weiterer Befunde unmittelbar bevorstand, entschloß sich die Karlsruher Außenstelle des Landesdenkmalamtes zu einer kleinen Sondage an einer besonders bedroht scheinenden Stelle. Daß es dazu höchste Zeit war, zeigte sich schnell: Die höchsten Beigaben eines freigelegten Grabes lagen nur 3 cm unter der Pflugschicht und wären mit großer Wahrscheinlichkeit noch im selben Jahr den Ackermaschinen zum Opfer gefallen. Seit kurzem liegen die Funde aus dem Grab restauriert und gezeichnet vor. Sie haben Anstoß zu großflächigen, zur Zeit noch andauernden Grabungen im Umfeld des Fundplatzes gegeben, deren Auswertung sicherlich einmal ein vollständigeres Bild ergeben wird.

Die speckig rote Verfüllung der Grabgrube zeichnete sich deutlich vom umgebenden Löss ab. Diese war geostet und hatte kammergrabartige Dimensionen (Ausmaße maximal 2,93 x 1,39m). An der Ostwand nahm der Umriss eine apsidenartige Form an (Abb. 1). Die Sohle verlief unregelmäßig wannenförmig, die

größte, ca. 5 cm tiefe Ausbuchtung fand sich im Westteil der Grabgrube. Wahrscheinlich ist sowohl der apsidenartige Befund als auch der unregelmäßige Sohlenverlauf darauf zurückführbar, daß das Grab ein zweites Mal geöffnet worden ist.

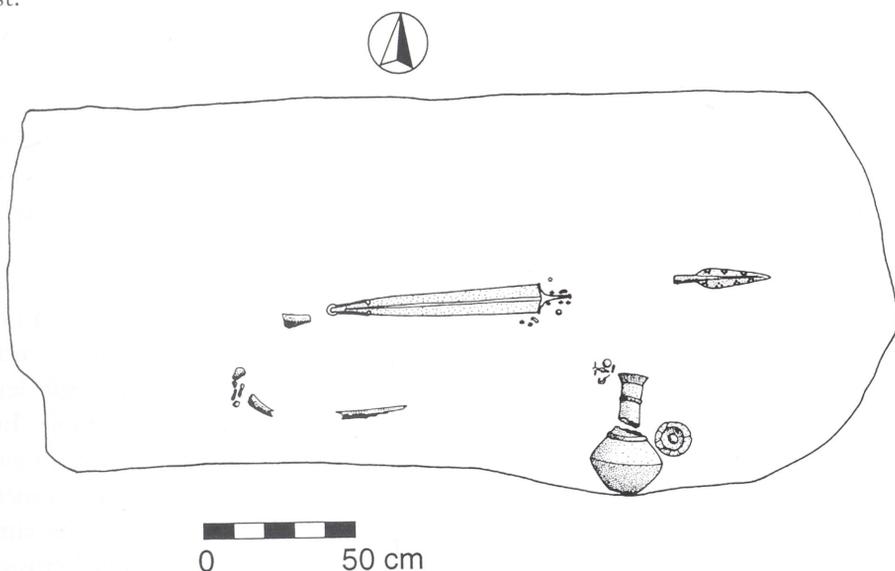


Abb.1: Bretten – Bauerbach, Grabplan. Zeichnung Samuel van Willigen, March-Hugstetten.

Daneben sprechen auch andere Beobachtungen für einen Eingriff: Fragmente einer sogenannten Linsenflasche fanden sich im Norden der Grabgrube in unterschiedlichen Höhen. Der Flaschenhals lag an der untersten, der Bauchknick an der obersten Stelle. Dieser Versturz ist entweder durch den Einbruch der Grabkammerdecke oder eben durch eine Störung erklärbar. Einen deutlicheren Hinweis auf eine antike Manipulation bietet das bis auf wenige, unregelmäßig angeordnete Knochenfragmente fehlende Skelett. Der kalkhaltige Löss gewährleistet normalerweise optimale Erhaltungsbedingungen für Knochen. Für die Beurteilung der Bauerbacher Fundsituation ist es ein Glücksfall, daß grabungsbegleitend umfangreiche bodenkundliche Untersuchungen des Heidelberger Max Planck Institutes für Kernphysik stattfanden, die ebenfalls gegen ungünstige bodenchemische Verhältnisse sprechen. Eine nicht ausschließbare Erklärungsmöglichkeit für die fehlenden Knochen wäre, daß der Leichnam über einen längeren Zeitraum hinweg unter freiem Himmel aufgebahrt worden ist, bis die verbliebenen Skelettfragmente beigesetzt wurden. Vergegenwärtigt man sich jedoch die wirre Lage der wenigen Knochenfragmente bei der Ausgrabung, ist die Interpretation als übersehene Reste einer Exhumierung plausibler.

Schwert und Lanzenspitze waren entlang der Mittelachse der Grube deponiert. Anscheinend wurden sie bei der erneuten Öffnung des Grabes neu arrangiert,

sozusagen „in den Mittelpunkt gerückt“. Unmittelbar neben dem vergangenen Schaft der Lanze lag das Schwert, dessen Ort genau in die andere Richtung zeigte. Gräber dieser Zeitstellung mit sekundären Eingriffen, die Schwert und Lanze aussparen oder sie zumindest in eine neue Ordnung gebracht im Grab zurücklassen, sind etwa aus Niederösterreich belegt. Einfach übersehen wurden diese ebenso kostbaren wie symbolstarken Beigaben jedenfalls sicherlich nicht.

Aber nicht nur die Befunde, sondern auch die Funde lassen einige interessante Rückschlüsse zu. Zunächst datieren sie das Grab; problemlos läßt sich das Inventar in die Phase „Latène B2“ einordnen. Das Schwert (Abb. 3) wurde en bloc geborgen und die bereits während der Grabung herauspräparierten Zubehörteile im Maßstab 1:1 gezeichnet. Dies ermöglicht zusammen mit den Röntgenaufnahmen aufschlußreiche Einblicke zur Konstruktion. Viele Beobachtungen sind dabei der umsichtigen Vorgehensweise des Restaurators Wolfgang Frey von der Karlsruher Außenstelle des Landesdenkmalamtes zu verdanken. Es stellte sich heraus, daß der organische Teil des Schwertgriffes in drei Abschnitte gegliedert war (Abb. 2). Alle bestanden aus parallel zur Griffangel gemasertem Holz. Im knaufseitigen Abschnitt saßen eiserne Perlrandnieten, die bis zur Griffangel durchgetrieben waren. Dies indizierte ihre radiale Lage auf den Röntgenaufnahmen

und der Befund, daß mindestens eine Nietspitze auf die Griffangel gerostet war. Es ist unwahrscheinlich, daß mit den Nieten etwas befestigt wurde; es scheint sich um reine Ziernieten zu handeln. Auch die beiden anderen Abschnitte waren mit hoher Wahrscheinlichkeit in dieser Technik verziert, allerdings ist dort der Befund nicht so aussagekräftig. Hier wurden keine geperlten, sondern glatte Nietköpfe verwendet, anscheinend um die Griffabschnitte noch klarer voneinander abzusetzen. Eine Funktion der Nieten als Besatz eines um den Griff gewickelten Schwertgurtes ist in Bauerbach durch weitere Beobachtungen ausschließbar. Zum einen hätte es sich um einen min-

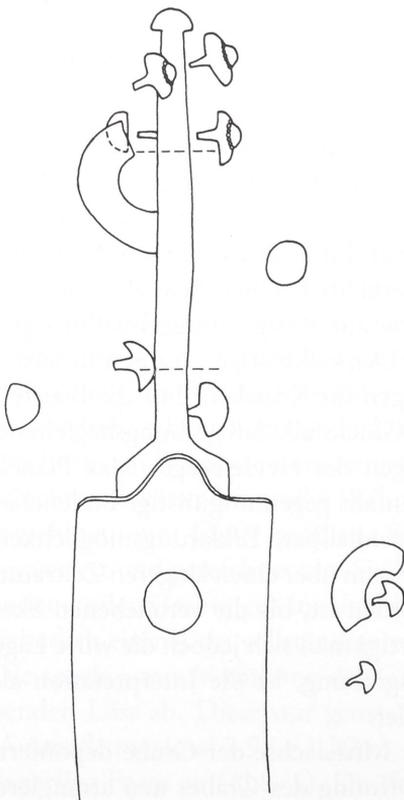


Abb. 2: Bretten – Bauerbach, Detailskizze der Lagebefunde des Schwertzubehörs. Die gestrichelten Linien markieren die Grenzen der unterschiedlichen Holzarten am Griff. Zeichnung Michael Kinsky, Freiburg.

destens 8 mm dicken Lederriemen handeln müssen, eine Stärke, die nur wenige naturgegerbte Lederprodukte erreichen. Auch bleibt eine plausible Erklärung aus, wie die Nieten überhaupt in Leder hätten halten sollen. Darüber hinaus fanden sich an den Nietstiften lediglich Holz- und keine Lederreste. Eigentümlich ist die Fundsituation des eisernen Hohlringes (Abb. 2). Der fragile Ring war in zwei Hälften zerbrochen, die keine Entscheidung über seine ehemalige Lage erlauben. Deshalb können aus Bauerbach keine weiteren Daten zu dieser Objektgruppe beigesteuert werden, die über die bisherigen Funktionszuweisungen hinausgehen. Das bemerkenswert lange Schwert war relativ einfach herausgeschmiedet und selbst für keltische Maßstäbe auffällig dünn. Dies wird bei seiner eindrucksvollen Größe (mit Scheide mißt es

82,5 cm und zählt somit zu den längsten frühkeltischen Schwertern) leicht übersehen. Bei näherer Betrachtung kann es nicht gerade als wuchtiges Kriegsinstrument bezeichnet werden. Auch die Nieten am Griff hätten sicherlich bei einer längeren Benutzung in der Streßsituation Kampf zu Schwielen an den Händen geführt. Dennoch scheint diese „Waffe“ in irgend einer Form benutzt worden zu sein: Hält man die Schneiden gegen ein Lineal, lassen sich beidseitig Ausbuchtungen erkennen, die auf Nachschärfen zurückführbar sind.

Wie alle Kulturen, die das Schwert kennen, maßen auch die Kelten dieser Waffe eine besondere Bedeutung bei. Das Schwert war nicht nur eine prestigeträchtige Grabbeigabe, sondern spielte auch als Weihegabe in den Heiligtümern eine große Rolle.

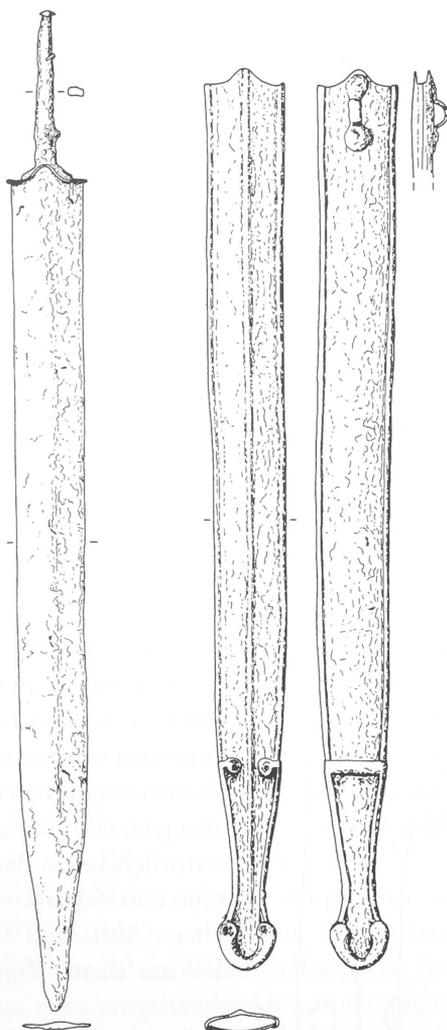


Abb. 3:

Bretten – Bauerbach, Schwert.
 Zeichnung: Landesdenkmalamt
 Baden-Württemberg,
 Außenstelle Karlsruhe.

Die Scheide bestand wie bei fast allen keltischen Schwertern hauptsächlich aus zwei Eisenblechen. Ihre ehemalige Oberfläche hat sich teilweise erhalten. Sie war glatt; es kann deshalb sicher ausgesagt werden, daß zumindest keine reliefierten Verzierungen vorhanden waren. Das Ortband war aus einem Stück als Schuh gearbeitet. Ansonsten hatte man die beiden Scheidenbleche durch Umbördeln miteinander verbunden. Völlig unklar bleibt, wie die Riemenschlaufe (Abb. 3) an der Scheide befestigt war. Weder sind Anzeichen einer Nietung noch einer Lötung auch nur in Spuren nachweisbar.

Daß sich beim Lanzenblatt (Abb. 6.2) eine feinwellige Flammung erhalten hat, ist wahrscheinlich nur eine Folge der vorsichtigen Freilegung im Landesdenkmalamt Karlsruhe. Bei konventionellen Restauriertechniken hätte man diese Wellen mit großer Wahrscheinlichkeit weggeschliffen. Während der Restauration konnte festgestellt werden, daß die Schneiden des Lanzenblattes nie scharf zugelaufen sind. Die beiden Nieten, die Tülle und Schaft miteinander verbanden, sind stumpf, mußten also in vorgebohrte Löcher eingepaßt werden. Eine befriedigende Haltefunktion der Nieten war deshalb nur bei möglichst bündiger Verarbeitung aller Einzelteile gewährleistet. Den einfacheren Weg zur Sicherung eines festen Sitzes auf dem Schaft hätten freilich spitze Nieten geboten. Die Tülle der Lanzenspitze hat einen maximalen Durchmesser von nur 1,6 cm. Dies läßt auf einen ausgesprochen dünnen Schaft schließen, selbst wenn man davon ausgeht, daß er sich theoretisch noch beträchtlich verbreitern kann.

Schon allein die Flammung, das stumpfe Blatt, der dünne Schaft und die stumpfen Nieten machen die Lanze nur bedingt für den Kampf tauglich. Klar gegen eine Funktion als Waffe sprechen kreisförmige, in Dreiergruppen angeordnete Durchlochungen auf dem Lanzenblatt, die für heutige Augen an sich kein attraktives Muster bilden. Es könnten an den Löchern befestigte farbige Bänder angenommen werden, die dem ganzen ein standartenähnliches Aussehen gegeben hätten. Allerdings gibt es auch Lanzen mit ganz ähnlich angeordneten Punzmustern (durch die natürlich keine Bänder gezogen werden können), die für eine rein dekorative Funktion der Durchlochungen sprechen (Abb. 4). Wie bei anderen durchbruchverzierten Lanzen dieser Zeitstellung ist ihre Bedeutung eher im

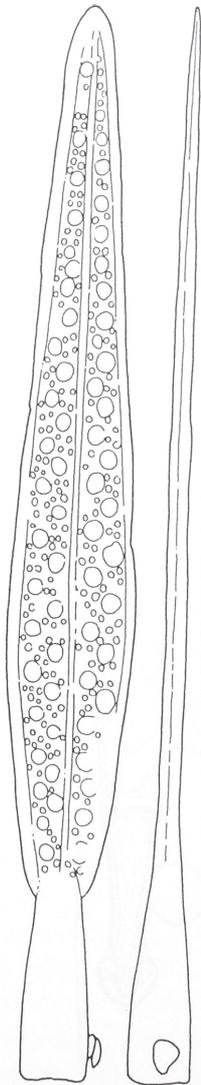


Abb. 4: Cornaux, Les Sauges, Lanzenspitze. Nach H. Schwab.

Symbolischen zu suchen. Allerdings weisen jene sogenannten „heraldic spearheads“ meist erheblich größere Ausmaße auf. Lanzen mit Symbolwert finden sich auch in späteren Zeiten, in denen Schrift- und Bildquellen eine genauere Ansprache ihres Bedeutungsinhaltes erlauben. Willkürliche Beispiele aus dieser langen Tradition sind etwa römische Benefiziarierlanzen oder die sogenannten „Fahnenlanzen“ des frühen Mittelalters.

Die sogenannte Linsenflasche (Abb. 6) zeigt den hohen technischen Stand keltischer Keramikproduktion. Typisch für diese Gefäßform ist der lange, elegant geschwungene Hals und der linsenförmige Körper. Man wollte schon die extremen Formen solcher Linsenflaschen damit erklären, daß die neuen Möglichkeiten der schnelldrehenden Töpferscheibe erst einmal ein gewaltiges Potential an Experimentierfreude freigesetzt hätten. Und tatsächlich fällt es heute selbst routinierten Hafnern schwer, das Gefäß nachzudrehen. Die Schwierigkeit liegt in dem zum kleinen Gefäßkörper überproportional hohen Hals. Während der Hals in die Höhe gezogen wird, entsteht eine Belastung des verhältnismäßig dünnwandigen Bauches, die nur mit Geschick in den Griff zu bekommen ist. Der Verbreitungsschwerpunkt von Linsenflaschen dieser Form liegt weit östlich von Bauerbach.

Die große Überraschung ereignete sich jedoch erst Jahre nach der Auffindung bei der Restaurierung im Freiburger Museum für Ur- und Frühgeschichte, als Reste aufwendiger Verzierungen ans Licht kamen. Obwohl naturwissenschaftliche Analysen das Material des nur noch in Zerfallsprodukten erhaltenen Dekors nicht mehr bestimmen konnten, legen makroskopische Vergleiche den Schluß nahe, daß es sich um Zinnauflagen handelt (Abb. 5).

Die Ornamente überzogen das Gefäß flächig, sogar die Innenseite des Halses und der Boden waren verziert. Bislang sind keine aufwendigeren vorgeschichtlichen Zinnapplikationen in Mitteleuropa nachgewiesen. Allerdings muß man damit rechnen, daß die Reste solcher Verzierungen vielerorts schlichtweg weggeputzt wurden und werden. Auch für die Bauerbacher Linsenflasche ist es äußerst fraglich, ob das gesamte Ornamentkonzept jemals rekonstruiert werden kann. Versuche, die Flasche mit Infrarot- und UV-Strahlung abzutasten, um die unter normalen Bedingungen nicht mehr sichtbaren Ornamente zu erkennen, wurden in der Gemälderestaurationswerkstatt des Freiburger Augustinermuseums unternommen. Für den Nachweis von Zinnspuren erfolgversprechend wären Methoden wie Röntgenfluoreszenzanalyse und Rasterelektronenmikroskopie, möglicherweise auch die Computertomographie. Über das ehemalige Erscheinungsbild kann nur spekuliert werden, da natürlich völlig offenbleibt, ob die Metalloberfläche – wie bei gut erhaltenen Beispielen ungefähr zeitgleicher zinnfolienverzierter Keramik aus China – künstlich brüniert war. Linsenflaschen können nur als Karaffen für Getränke gedient haben. Welchen Trank das Bauerbacher Exemplar beinhaltet hat, konnte trotz eingehender Untersuchungen des Gefäßinhaltes durch Manfred Rösch (Landesdenkmalamt Baden-Württemberg,

Außenstelle Hemmenhofen) vorerst nicht geklärt werden. Zum kompletten Linsenflaschen-Service gehört in Gräbern fast immer eine Schale mit Bodendelle. Auch in Bauerbach war eine solche – ebenfalls zinnverzierte, aber bedauerlicherweise nicht mehr restaurierbare – Schale beigegeben. Der gesamte Grabkomplex macht einen eigentümlichen Eindruck. Es fällt schwer, seinen sozialgeschichtlichen Kontext mit konventionellen archäologischen Methoden zu erhellen. Man sollte sich vor allem bei der Bestimmung der sozialen Stellung des Bestatteten vergegenwärtigen, daß jeder Mensch mehrere soziale Identitäten hat. Angesichts der Waffenkombination und des Mangels an Edelmetallbeigaben darf man – zumindest für die „Restbestattung“ – keinen herausragenden sozialen Stand attestieren.



Abb. 5: Bretten – Bauerbach, erster Versuch einer Ornamentrekonstruktion der Linsenflasche. Computergrafik von Michael Kinsky, Freiburg.

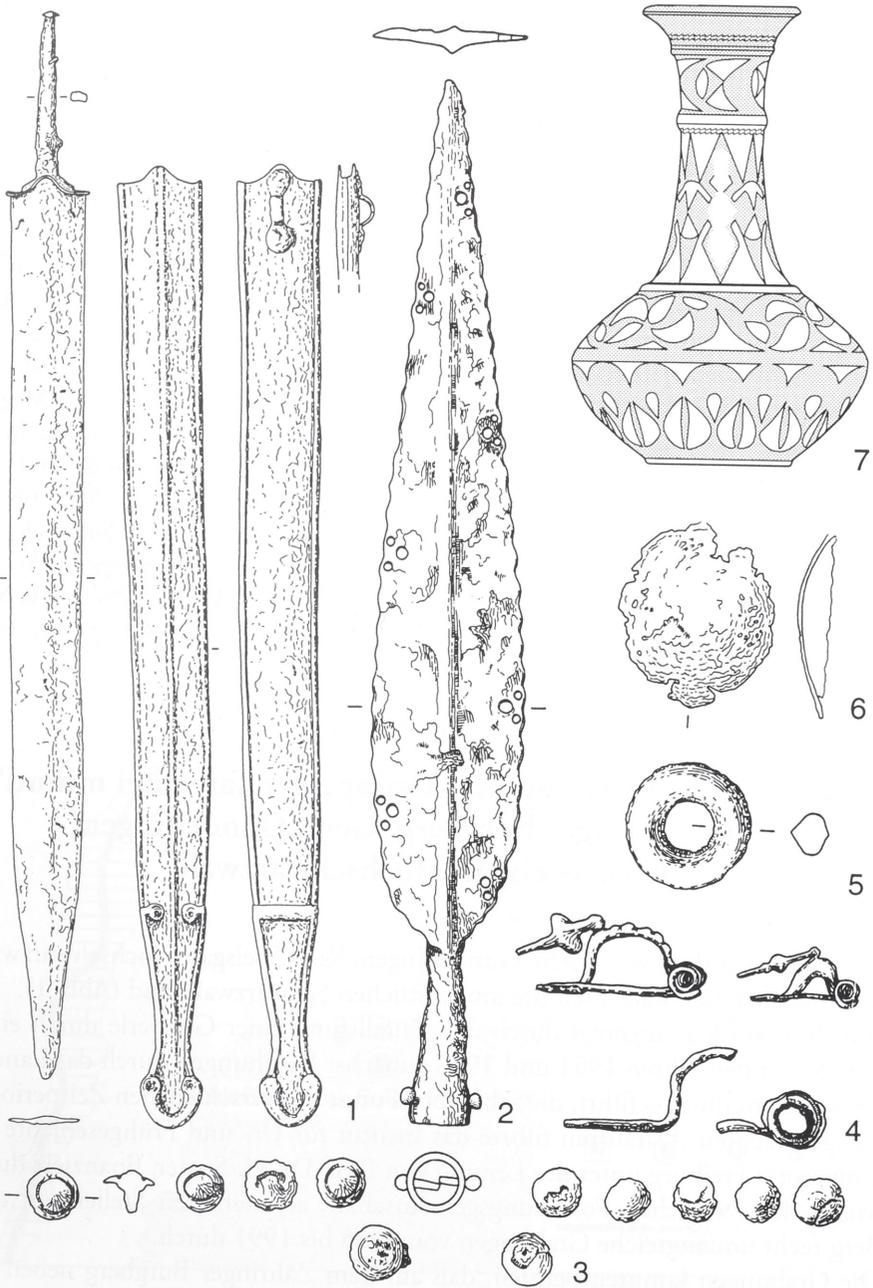


Abb. 6: Bretten – Bauerbach, Funde aus dem Grab. 1-6 Eisen, 7 Keramik mit Zinnauf-
 lage. M: 1, 7 1:5, 2-6 1:2. Zeichnungen: Landesdenkmalamt Baden-Württem-
 berg, Außenstelle Karlsruhe.

Doch ist es überhaupt zulässig, solche aus dem Rahmen fallenden Befunde in die Schemata einer – anhand ethnologischer und historischer Analogien konstruier- ten – keltischen Kriegergesellschaft zu pressen? In anderen Zeiten, etwa dem Frühmittelalter, scheint dies besser zu funktionieren. Das im Grab manifestierte soziale Abbild des Bauerbacher „Kriegers“ paßt jedenfalls nicht ganz zu den üblichen Standards seiner Zeit.

Literatur:

K. Banghard, Jüngere Eisenzeit – Latènezeit. In: **R.-H. Behrends** (Hrsg.), Faustkeil Urne Schwert. Archäologie in der Region Karlsruhe, Karlsruhe 1996, 107ff. – **R.-H. Behrends**, Eine Grabung bei Bauerbach, Stadt Bretten, Landkreis Karlsruhe. Arch. Ausgr. Baden -Württemberg 1995, 122ff. – **L. Born/ R. Holm/ W. Noll**, Mineralogie und Technik zinnapplizierter antiker Keramik. Neues Jahrb. Mineralog. Abhand. 139, 1980, 26ff. – **T. Lejars**, Gournay III. Les fourreaux d'épée, Paris 1994. – **R. Megaw/ J.V.S. Megaw**, Excavating in museums: Two La Tène „heraldic“ spearheads. In: **C. Dobiak** (Hrsg.), Festschr. O.H. Frey, Marburg 1994, 395-404. – **I. Newton**, Tin Foil as a decoration on Chou Pottery. Transact. Oriental Ceram. Soc. 1949/50, 65ff. – **H. Schwab**, Cornaux, Les Sauges. Jahrb. SGUF 56, 1971, Taf. 29. – **L. Süß**, Schwarze Schüsseln mit Zinnapplikationen aus Bad Nauheim. In: Marburger Beiträge zur Archäologie der Kelten – Festschr. W. Dehn. Fundber. Hessen, Beih. 1, 1969, 288ff. – **L. Süß**, Neue zinnapplizierte Latènekeramik aus Bad Nauheim. Fundber. Hessen 14, 1974, 361ff.

T. Engbarth, J.F. Fischer

Ein neuer Münztyp aus der Gruppe der „argentei minuti“ vom Zähringer Burgberg, Gem. Gundelfingen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald

Der Zähringer Burgberg, Gem. Gundelfingen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, liegt nördlich der Stadt Freiburg am westlichen Schwarzwaldrand (Abb. 1).

Auf ihm wurden, angeregt durch den Zufallsfund einer Glasperle durch einen Schüler, in den Jahren 1981 und 1982 zunächst Begehungen durch das Landesdenkmalamt durchgeführt, die zahlreiche Funde aus verschiedenen Zeitperioden zutage brachten. Daraufhin führte das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Freiburg unter der Leitung von Prof. Dr. H. Steuer, finanziert durch Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft, an mehreren Stellen auf dem Berg recht umfangreiche Grabungen von 1985 bis 1991 durch.

Die Grabungen konnten belegen, daß auf dem Zähringer Burgberg neben der hochmittelalterlichen Siedlungsphase weitere Siedlungsperioden, so der „Michelsberger Kultur“ (Keramik, Steinbeil), der Hallstattzeit (Keramik, Befunde), der frühen Karolingerzeit (Keramik, Fragment einer „Reticella“-Schale, einige Metallfunde) und vor allem der Spätantike bestanden.